

Von Punsch, Weihnachtsmärkten und der Suche nach Gott

Vorweihnachtliche Gedanken von Marian Lukas Ureutz

Inmitten der kleinen, überschaubaren Altstadt von Graz ist keine Flucht möglich – ich meine hier die Flucht vor dem allseits ins mehr oder weniger fröstelnde vorweihnachtliche Gesicht peitschenden und durchwegs penetranten Geruch der auf den sogenannten Advent- und Christkindlmärkten getrunkene Glühwein und Punsch. Tatsächlich versuchte ich in dieser Zeit, die von ihren christlichen Ursprüngen, die sich heute nur mehr schwer ausmachen lassen, eine Zeit strengen Fastens war –in der Höchstform kirchlicher Volksfrömmigkeit waren fast die Hälfte der Tage im Jahr also nahezu 180, Fasttage – mich bewusst des Konsumrausches, der mit reichlich pseudoreligiösen Elementen übertüncht wurde, weitestgehend zu entziehen. Das war jedoch ein grober Irrtum, denn dieses Vorhaben muss schlicht und einfach am amöbenhaften Wesen der Geldwirtschaft und ihrer Vereinnahmungen scheitern. So versuchte ich jedem einzelnen dieser Christkindlmärkte auszuweichen und durch Abkürzungen in Seitengassen durch die Stadt zu schlängeln um nicht ganz auf meinen regelmäßigen Spaziergang durch die Grazer Altstadt verzichten zu müssen. Doch kaum gelang es mir, mich einem Konsumhotspot zu entziehen, landete ich schon wieder am nächsten – Vom Hauptplatz über den Franziskanerplatz, der Mehlplatz, der Färberplatz, der Tummelplatz hin zum Eisernen Tor. Und selbst, als ich eines sonntäglichen Mittags den Schlossberg erklimmen wollte um mich vor dem Tumult der Welt verstecken zu können, landete ich inmitten einer Alkoholwolke und wurde beinahe passiv alkoholisiert. Ist es nicht einfach nur selbstironisch, wenn wir, nach all der Unruhe, Hektik und dem Stress in der Advent- und Vorweihnachtszeit von der „Stillen Zeit“ sprechen? Interessant ist an dieser Stelle auch die verdichtete Sprache im Wortfeld von Ruhe, Stille, Fröhlichkeit und Freude. Doch wovon sprechen die christlichen Weihnachtslieder da eigentlich? Können wir überhaupt noch deren Sprache verstehen, wenn Lieder gesungen werden, die von „Tochter Zion, freue dich“, „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ und „Tauet Himmel, den Gerechten“ lobsingend die Heilige Nacht bzw. den 25. Dezember erwarten? Es ist eine fremde Sprache, die viel Hoffnung in sich trägt und auf uns hereinbricht, uns überwältigt. Sie muss uns überwältigen, denn sie kann nicht anders und obendrein, so scheint uns die Zeit, in der wir leben, zu vermitteln –haben wir nichts zu erhoffen, oder vielleicht doch? Wir haben keine Sicherheiten mehr – selten beruflich, privat ebenso wenig, die Kirchen befinden sich ohnehin in einer dauerhaften Krise und wohin sich unsere Gesellschaft als Ganze, die es auch nicht mehr gibt, entwickelt, wissen wir noch weniger. Doch gerade wenn die Kirchen kaum mehr

fähig sind dauerhaften Halt zu geben, braucht es umso mehr stabile Zeiten, Orte und eben Feste, die unserem Alltag eine sinnstiftende Unterbrechung zukommen lassen. Ich bin mir natürlich bewusst, dass gerade Feste wie Weihnachten ein unheimlich großes Potenzial kapitalistischer Ausschachtung in sich tragen und exakt das ist ein Punkt worauf ich hinaus möchte: An den Plätzen tummeln sich unzählige Menschen, die zu völlig übersteuerten Preisen in Gemeinschaft alkoholische Getränke mit oftmals niedrigster Qualität konsumieren und sich von zarten Weihrauchduft bezirzen lassen noch mehr Geld für unglaublich kitschige Dinge auszugeben. Zwischendrin im vorweihnachtlichen Getummel der Stadt finden sich Missionare, die eifrig um das Seelenheil jedes einzelnen buhlen, dann wieder jene, die gegen den religiösen Wahn demonstrieren, wie am 3. Adventsonntag am Freiheitsplatz¹, die Burschenschafter, die sich zum Julfest treffen – ein Fest das aus den nordischen Ländern kommt und besonders im nationalsozialistischen Weihnachtskult, der alles Christliche ersetzen wollte, Anklang gefunden hat – die eifrigen Shoppingkings und Shoppingqueens und schlicht und einfach nur jene, die ihre Ruhe haben wollen und ihren Pflichten nachgehen möchten. Die Stimmung ist zumindest belebt, heiter, aufgeladen, es finden sich Musiker und solche, die glauben, welche zu sein und die an allen möglich Ecken das gesamte Repertoire adventlicher Musik auf und nieder spielen.

Eben solche Feste, die einstmals in barocker, überbordend opornhafter Inszenierung in unseren Kirchen als „heiliges Spiel“ inszeniert wurden, finden ihre Fortführung an den öffentlichen Plätzen, eben den Weihnachtsmärkten und in den Tempeln unserer Konsumgesellschaft. Diese vorfestliche Zeit verleitet besonders dazu Geld auszugeben, das wir nicht haben, für die Dinge, die wir nicht brauchen, um Menschen zu beeindrucken, die wir nicht mögen. Während sich „draußen“ Menschen tummeln und von reizvollen Konsumgütern rauschhaft betören lassen, finden sich dennoch äußerst fromme Menschen in den Kirchen, die, wie ich kürzlich in einer der Grazer Innenstadtkirchen selbst erleben durfte, dafür – vielleicht sollte ich wohl eher „dagegen“ sagen – beten, dass Gott, der in den Familien so selten genannt wird, wieder mehr Platz erhält. Der arme Gott also, der nicht mehr in unserem Sprachgebrauch vorkommt und jetzt bemitleidet wird. Braucht Gott denn Mitleid? Oder ist es nicht vielmehr ein großzügiges Maß an Selbstmitleid, das hier eine kleine Schar frommer Menschen praktiziert, deren Welt so überhaupt gar nicht mehr mit der Welt „da draußen“,

¹ Es ist mir bis heute unklar, wogegen diese Gruppe eigentlich demonstrierte: War es gegen den religiösen Wahn, das heißt gegen jede Religion, das sie per se „wahnsinnig“ sei oder einfach nur gegen den Wahn innerhalb der einzelnen Religionen, also Fundamentalismus – letzterem könnte ich mich durchaus anschließen, würde allerdings nicht verstehen, wieso man dies an einem Adventsonntag macht und dafür oder dagegen überhaupt demonstriert. Es gibt wichtigere Dinge, die in der Adventzeit auf den Tisch gehören...

jener Welt, in der wir nun einmal leben, harmoniert oder zumindest in Übereinstimmung gebracht wird?

Nun, in einem Punkt haben diese Christen wohl recht: Gott ist tatsächlich arm, er wurde es, weil er als hilfloses Kind auf die Welt gekommen ist und sich sozusagen „erniedrigt“ hat, vielleicht sogar hässlich geworden ist, wie Navid Kermani in seinem Buch „Ungläubiges Staunen“ bei der Betrachtung einer Christuskindstatue aus Perugia des frühen 14. Jahrhunderts erkennt. Der Philipperhymnus (Phil 2, 5-12) bringt es auf den Punkt:

„Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: ‚Jesus Christus ist der Herr.‘ - zur Ehre Gottes, des Vaters.“

Gott ist also keineswegs arm, weil er nicht oder zu selten im Gerede der Familien gegenwärtig ist. Gott ist groß genug all das auszuhalten. Ist er das nicht, so wird er unweigerlich zur Marionette von uns Menschen und ich gebe zu, Letzteres scheint mittlerweile wieder en vogue zu sein.

Weihnachten ist also, wie ich aufzuzeigen versucht habe, kein Fest, das sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen ließe – dafür ist unsere Gesellschaft zu plural und einfach zu vielfältig. Wir finden jene, die ein bürgerliches Fest daraus gemacht haben und diese Tradition hochhalten, wir finden andere, die dem gierigen Kapitalismus auf den Leim gehen, andere beten vielleicht zum „Sol invictus“ – dem römischen Sonnengott – wieder andere lassen in neuheidnischer Manier die Wintersonnenwende hochleben, andere sehen ihren Erlöser in dem kleinen, armen, wie gesagt vielleicht hässlichen Kind, das da kurz vor unserer Zeitrechnung im Nahen Osten geboren wurde und ziemlich sicher kein blonder, strammer Arier war, sondern eben ein Jude, ein Semit.

Können wir schließlich überhaupt noch von „dem Weihnachtsfest“ sprechen? Ich glaube nein, denn dann würden wir von Homogenität ausgehen und die gibt es nicht. Ich spreche lieber von den vielen Weihnachten, die wir feiern und die alle zusammen ein buntes, farbenprächtiges Bild ergeben – sicher nicht das schlechteste und obendrein ein Kunstwerk sowohl horizontaler wie auch vertikaler Ausrichtung. Wo ist nun aber Gott in all dem Gewirr? Zugegeben: Ich weiß es nicht, bin aber bereit ihn zu suchen.